

LETZTE
AUSFAHRT

SEPP
MALL

LETZTE

AUSFAHRT

● AD ALTA VOCE
STILLE POST

Das Zusammenleben von Menschen mit oft sehr unterschiedlichen Schicksalen, Lebenslagen und Bedürfnissen erhält in unserer Zeit immer größere Bedeutung.

Ad alta voce / Stille Post erzählt Geschichten aus dem Alltag dieser Menschen. Zehn Erzählungen, fünf deutsche und fünf italienische, die den Begriff des Sozialen in den Mittelpunkt stellen und ihm eine neue Bedeutung verleihen.

● AD ALTA VOCE
STILLE POST

Eine Initiative der

AUTONOME PROVINZ
BOZEN - SÜDTIROL

Abteilung 24
Familie und Sozialwesen



PROVINCIA AUTONOMA
DI BOLZANO - ALTO ADIGE

Ripartizione 24
Famiglia e politiche sociali

in Zusammenarbeit mit

ab
EDIZIONI
ALPHABET#
VERLAG

KW

Ad alta voce / Stille Post

Eine Initiative der
Abteilung 24 – Familie und Sozialwesen
Autonome Provinz Bozen – Südtirol

in Zusammenarbeit mit:
Edizioni alpha beta Verlag
KVW



Redaktion:
Reinhard Gunsch, Monica Margoni,
Reinhard Christanell, Aldo Mazza

© 2010 Edizioni alpha beta Verlag
www.alphabeta.it
books@alphabeta.it
All rights reserved

Grafisches Konzept:
Studio Lupo & Burtscher, Bozen
Umbruch: A&D
Druck: Cierre Grafica (VR)

ISBN 978-88-7223-134-0

LETZTE AUSFAHRT

ERZÄHLUNG VON
SEPP MALL

LETZTE AUSFAHRT

Dann wurde Vaters Krebs diagnostiziert und mein Bruderherz ließ sich von einem Tag auf den anderen nicht mehr blicken. Lorenz war Vaters Nachfolger in der Partei geworden, war Jahr für Jahr nach oben gestiegen und seit den letzten Wahlen war er einer der wichtigen Männer in der Stadtverwaltung. Er wohnte viel näher bei unseren Eltern als ich, vielleicht eine Dreiviertelstunde mit dem Auto, aber wenn es galt, mit einem Arzt zu sprechen oder Vater zu den Bestrahlungen ins Krankenhaus zu bringen, war er nicht erreichbar. Angelina, seine Frau, erklärte Mutter am Telefon, dass Lorenz auf einer Landwirtschaftsmesse die Eröffnungsrede halte, in Verona oder in München, und dass er frühestens in zwei Tagen wiederkomme. Oder er war in einer dringenden Sitzung des Parteiausschusses und unmöglich zu sprechen.

So brachte ich Vater ins Bezirkskrankenhaus. Damit wir rechtzeitig dort waren, packte ich am Vorabend meine Sachen, fuhr über den Pass und das letzte Stück über die neue Autobahn und übernachtete im Elternhaus. Um sechs Uhr früh klopfte Mama an mein ehemaliges Kinderzimmer und Vater saß mit der blauen Reisetasche auf seinen Knien bereits in der Küche und sah auf die Uhr.

„Er lässt sich nicht blicken“, sagte er während der Fahrt, „vielleicht hat er Angst, dass ich ihn anstecke.“

„Er ist dein Sohn“, sagte ich.

„Von mir hat er das nicht“, sagte Vater und schaute auf die neuen Häuser, die man am Rande der Kleinstadt hochzog. Auf jeder unserer Fahrten kamen neue dazu, elegante Reihenhäuser oder kleine Luxusvillen in sanften Pastelltönen, die sich an den Hang schmiegt bis hinauf zum Waldrand. Vor einigen Jahren hatte man es aufgegeben, große Wohnblocks zu bauen, in denen die Wohnungen billig waren, weil man die Erfahrung gemacht hatte, dass man dadurch zu wenig Kaufkraft in die Stadt zog. Alles nur Gesindel, meinte Vater, und er nahm mit Genugtuung zur Kenntnis, dass man seine Überlegungen ernst genommen hatte. Obwohl er bereits seit 15 Jahren nicht mehr für den Stadtrat kandidierte, war er überzeugt, dass es seine ganz persönlichen baupolitischen Vorschläge waren, die jetzt in die Tat umgesetzt wurden.

Als das Brachland begann und wir auf die Schnellstraße einbogen, wollte Vater plötzlich wissen, was die Ärzte gesagt hätten.

„Du warst doch selbst dabei“, sagte ich.

Er richtete sich in seinem Sessel auf und holte Luft, als wollte er losschimpfen, aber dann bemerkte ich, dass er plötzlich innehielt. Er ließ seinen Oberkörper nach vorn sacken, schnaufte und blickte starr vor sich hin. Vielleicht hatte er tatsächlich vergessen, dass er bei der Besprechung vor der Operation gemeinsam mit uns den Ärzten gegenübergesessen hatte, und ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass man ihn über die Ergebnisse der Bestrahlung im Unklaren ließ. Schließlich hatte der Primar der Abteilung, als er uns die befürchtete Diagnose mitteilte, auf mich den Eindruck gemacht, dass er sowohl den Patienten als auch den Angehörigen

nichts verschwieg. Er hatte das Wort Tumor in den Mund genommen wie etwas Alltägliches, was es für ihn bestimmt auch war, nur für uns nicht, die wir hier saßen: Mama, neben ihr Vater, dann Angelina, die Vaters Hand tätschelte, und ich ganz außen, auf diesen roten Plastikstühlen - und als Vater darauf nicht reagierte, hatte er seine Hand genommen, ihn angeschaut und gesagt: „Wir haben bei Ihnen Krebs festgestellt, aber wir haben gute Chancen, ihn zu heilen.“

„Na, dann los“, hatte Vater gesagt, und wir hatten alle gelacht. Auch Mama und Angelina, die an Stelle von Lorenz mitgekommen war, hatten losgeprustet, und als Vater schließlich begriff, dass es seine Bemerkung war, über die wir lachten, wiederholte er seine Worte noch einmal.

Und jetzt, als wir zum zweiten Bestrahlungstermin fuhren, schien Vater bereits alles vergessen zu haben. Vielleicht war es auch eine Folge der Medikamente oder der Strahlen, die sich durch seinen Schädel bohrten und zusammen mit den erkrankten wuchernden Zellen auch die Erinnerung auflösten.

„Mir sagt man nichts“, wiederholte er stur, und als ich darauf nichts mehr entgegnete, drehte er seinen rasierten Schädel zu mir und sagte, lauter als vorher: „Bestimmt muss ich sterben.“

Das hatte er noch nie gesagt, zumindest mir gegenüber nicht, und für einen Augenblick stand dieser Satz mit stummer Wucht da, wie hingestellt vor meinen Augen. Was sollte ich ihm antworten auf diese Behauptung, die wie eine hilflose Frage klang.

„Hör zu, Vater“, sagte ich dann, „du hast alle Chancen der Welt.“

Ich hatte diesen Satz schon einmal gehört, nur fiel mir nicht ein, in welchem Zusammenhang,

„Wirklich“, sagte Vater, und seine Stimme ging nach oben, als freute er sich über die plötzliche Erkenntnis. Ich nahm meinen Blick vom Rückspiegel und sah ihn an, seine Miene hatte sich mit einem Male aufgehellt, er nickte vor sich hin und wiederholte murmelnd meine Worte.

„Alle Chancen der Welt“, sagte er, drehte seinen Kopf zu mir und freute sich wirklich.

Am Eingang der Radiologie ließ ich ihn mit der Krankenschwester, die ihn mit seinem Namen begrüßt hatte, allein und sah ihm hinterher. Sein Anzug schlotterte um seinen Körper, der wieder ein Stück weniger geworden war. So trottete er durch den Gang auf sein Zimmer, neben der jungen Schwester, die seine Tasche trug.

„Das ist Schwester Irina“, hatte er sie mir vorgestellt und ich hatte mich gewundert, dass er ihren Namen behalten hatte. Schließlich war die letzte Bestrahlung vor drei Monaten gewesen.

Am Ende des langen Ganges blieben beide stehen, die Krankenschwester öffnete die Durchgangstür zum Bereich, den Besucher nicht betreten durften, und ich wartete darauf, dass sich Vater noch einmal umdrehte. Ich hatte keine Ahnung, wie schnell es gehen würde.

Wenn ich Vater nach der Therapie im Krankenhaus abholte, stand er verloren im Gang, seine Reisetasche neben sich auf dem Boden. Manchmal war es auch eine Papiertragetasche, und ich fragte ihn, ob er alles bei sich habe, seine Brieftasche, seine Toilettentasche, aber er hörte gar nicht hin.

Es brauchte einige Zeit, bis ich den Gedanken zulassen konnte, dass das nicht mehr mein Vater war, der alles besser wusste, weil er um so vieles älter war als ich. Es war fast umgekehrt. Ich war der Erfahrene, ich war der, der ihm zeigte, wo es zum Aufzug ging oder zur Toilette, und er war das Kind. So sah er manchmal auch aus, wenn er am Ende des endlosen Krankenhausflurs wartete. Wie ein vergessener Junge, mit seinen unsicheren Bewegungen und dem scheuen Blick. Er ging auf und ab in kleinen Trippelschritten, sah auf seine Uhr, setzte sich wieder hin und wartete. Er bewegte sich innerhalb dieser zwei Quadratmeter als hätte man ihm verboten, seinen Platz zu verlassen. Irgendwann würde vielleicht jemand kommen, ihm gut zureden und ihm sagen, wo es lang ging.

Einmal war ich viel zu spät, als ich ihn abholen sollte. Auf dem Pass war ein ungarischer Reisebus in die Tiefe gestürzt, die Polizei hatte die Straße gesperrt und ich hatte einen weiten Umweg durch die Wälder fahren müssen. Als ich aus dem Aufzug in den Gang der Radiologie stürmte, saß Vater ganz hinten auf einer Bank vor dem abgedunkelten leeren Schwesternzimmer. Er war allein.

Ich winkte ihm von weitem und eilte auf ihn zu. Er aber reagierte nicht. Als ich näher kam, bemerkte ich, dass er die Augen geschlossen hielt.

„Was machst du“, fragte ich.

„Ich stell mir das Nichts vor“, sagte er, ohne die Augen zu öffnen.

„Das Nichts“, wiederholte ich fragend.

„Für später“, sagte er, öffnete langsam die Augen und blickte mich an. „Ach du bist es.“

Ich nahm seine Tasche und er folgte mir widerstandslos. Langsam, mit kleinen Trippelschritten ging er neben mir zum Aufzug. Ich hatte mir erwartet, dass er mir wegen meiner Verspätung Vorwürfe machte, aber nichts.

Schweigend folgte er mir, und als wir die Eingangshalle des Krankenhauses verließen und ins reale Dunkel der Parkgarage tauchten, fragte ich ihn: „Was heißt das, für später?“

„Ach“, sagte er, „dafür bist du einfach zu grün. Das verstehst du noch nicht.“

Dann standen wir vor meinem Wagen, ich hievte die Papiertasche (warum war sie so leicht?) in den Gepäckraum, Vater setzte sich ungefragt auf den Rücksitz und schwieg, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit. Ich beobachtete ihn im Rückspiegel wie er durch das Seitenfenster nach draußen starrte, und als wir schon beinahe zu Hause waren, sagte er unvermittelt: „Eigentlich ist es unvorstellbar.“

„Was?“

„Das Nichts.“

„Ja, du hast recht“, sagte ich und wartete darauf, dass er mir zu verstehen gab, dass ich auch das noch nicht verstünde.

Vaters Tumor war von einer Tomographie zur nächsten um einiges gewachsen, aber die Ärzte waren guten Mutes, die Sache in den Griff zu kriegen. Entgegen meinem Eindruck bei unserer ersten Besprechung rieten sie uns jetzt davon ab, Vater über das anhaltende Wachstum seines giftigen Knotens zu informieren. Es brauche einfach nur Zeit, sagten sie, bis der Körper auf

die Bestrahlungen reagiere. Dann könne man weitersehen und die nächsten Schritte überlegen, mit etwas Glück komme man vielleicht um eine große Operation herum.

Nach diesen Besprechungen gingen wir niedergeschlagen zu Vater zurück und erzählten ihm, dass wir mit dem Primar gesprochen hätten und dass alles so weit in Ordnung sei. Es würde nicht mehr lange dauern, bis er wieder vollkommen wiederhergestellt sei. Er hörte uns kaum zu, beklagte sich über das Mittagessen, das immer kalt werde, bis es an sein Bett komme, und fragte nicht nach. Er glaubte unsere Lügen und wir waren glücklich, dass wir so geschickte Lügner waren und er uns nicht durchschaute. Ich war überzeugt, dass wir aus psychoonkologischer Sicht, wie die Ärzte das nannten, genau das Richtige taten.

Die einzige, die bei diesem Spiel nicht mitmachen wollte, war meine Tochter Alma. Sie bockte vor den Ärzten und wandte sich demonstrativ vom Schreibtisch ab, vor dem wir saßen, und nachher auf dem Weg zu den Krankenzimmern zischte sie mir zu, dass sie Vater die Wahrheit sagen werde, die ganze Wahrheit, wenn wir es nicht täten. Er habe schließlich ein Recht darauf zu wissen, wie es um ihn stehe. Ein Menschenrecht, sagte Alma zwischen zusammengepressten Zähnen.

Ich hatte keine Lust, mich mit ihr zu streiten und schickte sie ins Café des Krankenhauses, sie solle doch eine Cola trinken und eine Tageszeitung für ihren Großvater besorgen. Sie hielt kurz inne, als wollte sie gleich wieder protestieren, aber dann machte sie wortlos kehrt und ging zu den Aufzügen. Als sie zurückkam, schien sie ihren Widerstand aufgegeben zu haben, sie hielt Va-

ters Hand, bis wir uns verabschiedeten und mischte sich nicht in unser Gespräch. Ich wusste aber, dass ihr diese Sache keine Ruhe ließ und war darauf gefasst, dass sie eines Tages wieder damit anfangen würde.

Mama erfuhr nichts von unserer Besorgnis darüber, dass die Krankheit vielleicht nicht mehr aufzuhalten war. Angelina rief sie nach unseren Besuchen von ihrem Mobiltelefon aus an und berichtete ihr ausführlich, dass der Primar in Aussicht gestellt habe, um eine Operation herumzukommen. Dass bei diesem Eingriff, wenn er denn erfolgte, Vaters Schädel aufgesägt werden musste, und, wie man uns erklärt hatte, der Tumor nur teilweise entfernt werden konnte, da er äußerst ungünstig lag, davon berichtete sie Mama nichts. Diese gab sich schnell mit unseren optimistischen Erzählungen zufrieden, und vor allem die Tatsache, dass der Primar einer von Lorenz' Parteifreunden war, stimmte sie zuversichtlich.

Manchmal sprachen wir uns ab, Angelina und ich, wenn wir Vater während seines Bestrahlungszyklus' besuchten, und wir trafen uns vorher im Park des Krankenhauses.

Wir gingen zwischen den immergrünen Sträuchern auf und ab, stellten den Rollstühlen aus und machten uns gegenseitig Mut. Angelina war überzeugt, dass eine Tumorerkrankung in diesem Alter so langsam fortschritt, dass Vater bestimmt an etwas anderem sterben würde. Sie betonte, dass sie das nicht in irgendeiner Frauenzeitschrift gelesen habe, sondern dass dies allgemeine wissenschaftliche Erkenntnisse wären. Auch ihr Hausarzt, den sie danach gefragt hatte, hätte ihr das be-

stätigt. Ich widersprach ihr nicht, auch wenn die Aussicht, dass Vater an etwas anderem als dem Krebs sterben könnte, kein rechter Trost war.

„Ist dir aufgefallen“, sagte Angelina, „dass er wieder mehr Appetit hat?“ „Und schließlich gehen die Bestrahlungen weiter“, sagte ich. „Wenn es wirklich aussichtslos wäre, setzt man doch niemanden mehr diesen Belastungen aus. Außerdem ist die Medizin heute ja nicht mehr auf dem Stand wie vor 20 Jahren.“

Meine Schwägerin nickte, lächelte mich einen Augenblick lang an und gab mir in allem recht. Wir spazierten über die gepflegten Kieswege des Parks und logen uns beide etwas vor, damit wir den Mut fanden, auf die Station zu gehen und Vater in seinem Krankbett zu sagen, dass es aufwärts gehe.

„Du bist eine grandiose Lügnerin“, sagte ich ihr, als wir das Krankenhaus verließen. „Und man sieht es dir kein bisschen an, du wirst nicht einmal rot. Ich frage mich, woher du das hast.“

„Ich bin schließlich lang genug in eurer Familie“, sagte Angelina kokett.

„Machst du es mit Lorenzo genauso?“ fragte ich.

„Wo denkst du hin“, sagte sie und lachte.

Es war ein Spiel, aber Angelina wollte nicht darauf eingehen. Ich hätte gerne gewusst, wie sie miteinander umgingen, wenn man sie nicht beobachtete. Ich hätte gerne gewusst, wie sie Lorenz aushielt. Er war mein Bruder und ich hatte meine Erfahrungen mit ihm gemacht; ich wusste, dass es besser war, ihm nicht zu lange den Rücken zuzukehren. Arbeitskollegen von mir hatten manchmal anzügliche Bemerkungen gemacht, bis ich

ihnen ins Gesicht gesagt hatte, dass Lorenz zwar genetisch mein Bruder war, ich aber weder mit seinen Ansichten noch mit seinem angeblichen Frauenverschleiß etwas zu tun hatte.

Ich hatte dann nie mehr etwas gehört, aber Angelina begann mir leid zu tun. Flüsterte man ihr dieselben Sachen zu wie mir?

Wir gingen über die Treppen auf den Vorplatz des Krankenhauskomplexes und Angelina lachte leise in sich hinein.

„Lorenz und du“, sagte ich.

Sie überlegte einen Augenblick.

„Meinst du, es fällt mir leicht“, fragte sie dann, „zuzusehen, wie er vor allem davonläuft?“

Unseren Vater zu belügen war ein Kinderspiel. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass er uns gar nicht zuhörte, sondern mit sich selbst und seiner Gedankenwelt beschäftigt war. Dazu kam, dass er von Mal zu Mal schwächer wurde, die Krankheit wirkte sich zunehmend auch auf seinen Allgemeinzustand aus. Er unternahm keinen zweiten Anlauf, die Wahrheit zu erfahren, fragte nie mehr danach, ob er sterben müsse oder was die Ärzte gesagt hätten.

Eines Tages, als ich gerade über den Hausarbeiten meiner Schüler saß, kam mir der Verdacht, dass er über seine Krankheit Bescheid wisse, aber es aufgegeben habe, dieses Wissen mit uns zu teilen. Vielleicht weil er sich von uns nichts erwartete, weil er uns als Gesprächspartner nicht ernst nehmen konnte, vielleicht weil er uns die Wahrheit nicht zumutete. Ich erzählte Alma von meinen Vorstellungen, und sie sagte mir, dass das voll-

kommen logisch sei. Schließlich wisse jeder instinktiv, wie es um ihn stehe, selbst Tiere täten das.

„Und wie stellst du dir vor“, fragte ich, „was wir jetzt tun sollten.“

„Keine Ahnung“, sagte Alma.

Am Tag, als mein Vater starb, waren wir auf dem Weg zu ihm. Ich hatte in der Nähe der Passhöhe angehalten, weil Alma, die mitgekommen war, schlecht geworden war. Sie war die engen Kurven, die ihren Magen von einer Seite zu anderen schleuderten, nicht gewohnt.

Sie war ausgestiegen, taumelnd, und hatte einige Schritte vom Straßenrand weg ins Grüne gemacht, als mein Mobiltelefon klingelte. Lorenz hatte seinen Sekretär beauftragt, mich anzurufen.

Ich sah, wie Alma mitten in der Wiese hinkniete, die Armen auf die Knie gestützt, und sich nach vorne beugte. „Ich soll Ihnen mitteilen, dass Ihr Vater heute Morgen verstorben ist“, sagte Lorenz' Sekretär. „Ihr Bruder erwartet Sie bei ihm zu Hause.“

Ich schnappte nach Luft. Bevor ich noch zu Atem kam, wünschte er mir sein herzliches Beileid und legte auf.

Ich hatte nicht einmal fragen können, was denn zum Teufel passiert war, so schnell war alles gegangen. Ich hatte das Gefühl, dass mein Wagen plötzlich losrollte, auf den Abhang zu und ich trat erschreckt auf die Bremse. Ich bemerkte nicht, wie Alma zurückkam, sie klopfte an das Seitenfenster und machte eine fragende Handbewegung.

Niemand hatte sich erwartet, dass es so plötzlich gehen würde, ich hatte Vater drei Tage vorher zur The-

rapie gebracht und mich mit ihm für die Rückreise verabredet. Er hatte so gesund gewirkt wie schon lange nicht mehr und hatte mir angekündigt, dass er mir jemanden vorstellen werde, wenn ich ihn abholte. „Du wirst staunen“, hatte er gesagt, „sie ist eine richtige Künstlerin.“

Im Restaurant auf der Passhöhe rief ich Lorenz an. Erst beim dritten Versuch kriegte ich ihn an den Apparat. In der Parteizentrale herrschte Aufruhr, weil der Bürgermeister zurückgetreten war. Anscheinend wusste noch niemand außerhalb von Lorenz' Büro davon, dass ihr Gründungsmitglied und der Vater ihres Wirtschaftsassessors gestorben war.

„Kommst du“, sagte Lorenz.

„Aber wie ist das möglich“, antwortete ich, „er war doch noch nicht so schlecht.“

„Wen meinst du“, sagte Lorenz.

„Na, Vater“, antwortete ich, „wen denn sonst.“

„Ich kann jetzt nicht“, sagte Lorenz. „Melde dich, wenn du da bist.“

Der Kellner brachte meinen Kaffee und Almas Orangensaft. Ich erschrak bei dem Gedanken, hinter Vaters Sarg hergehen zu müssen und all die Hände von Lorenz' Parteiliebesfreunden schütteln zu müssen. „Er muss doch seine Therapie zu Ende machen“, sagte ich vor mich hin.

Alma zuckte mit ihren Schultern und legte ihre Hand auf meine. Sie war immer noch blass im Gesicht.

Als wir die Auffahrt zu Lorenz' Haus hinauffahren, kam mir sein silbergrauer Volvo entgegen. Ich hielt an, als wir auf gleicher Höhe waren, aber Lorenz verlangsamte

nur sein Tempo und gestikulierte ohne das Wagenfenster zu öffnen. Ich verstand, dass er es eilig hatte und bald zurück sei und nickte ihm zu.

Angelina stand in der Tür und umarmte mich und Alma. In ihrem schwarzen Kostüm und den schwarzen Strümpfen sah sie aus wie eine trauernde Witwe. Ich fühlte mich in meinem Pullover vollkommen unpassend gekleidet, aber ich hatte ja bloß Vater von seiner Bestrahlung abholen wollen.

„Du kannst eines von Lorenz' Sakkos anziehen“, sagte Angelina, aber das wollte ich auch nicht.

Ich fragte meine Schwägerin, wohin ihr Mann unterwegs sei.

„Frag mich nicht“, sagte Angelina mit grimmiger Miene, „du weißt ja.“

Es blieb also uns, die notwendigen Formalitäten zu erledigen und einen Sarg für meinen toten Vater auszusuchen. Der Angestellte des Bestattungsinstitutes kam pünktlich um eins und wir setzten uns auf die Terrasse. Er legte uns einen Katalog vor mit verschiedenen Sargmodellen, ich wollte gleich den ersten nehmen, den ich sah, aber Alma bestand darauf, dass wir den ganzen Katalog bis zum Ende durchblättern und uns erst dann entschieden. Auf Anraten des Angestellten nahmen wir schließlich einen ökologischen Sarg, wie er ihn nannte, aus unbehandeltem Eichenholz samt eingeschnitztem Palmzweig und Beschlägen aus Gusseisen.

Während ich im Schlafzimmer war, um Lorenz' Sakkos zu probieren, wählten Alma und Angelina aus dem Angebotskatalog die passenden Passagen für die Zeitungsannonce und besprachen den Ablauf der Beisetzung. Den Tag dafür hatte bereits Lorenz gemeinsam

mit dem Parteivorsitzenden festgelegt, es sollte der Samstag sein.

Als alles erledigt war, saßen wir auf der Terrasse und Angelina rauchte eine Zigarette. Es war sinnlos gewesen, mir ein dunkles Sakko auszusuchen, schließlich saßen wir nur hier herum, und auch Angelina wirkte eigenartig deplaziert im schwarzen Kostüm auf der eigenen Terrasse. Sie spielte mit der Packung Zigaretten, die vor ihr auf dem Tisch lag, und ich fragte mich, ob sie traurig war.

Eigentlich hätten wir jetzt Vater im Krankenhaus abgeholt, er hätte mir jemanden vorgestellt, wie er mir angekündigt hatte, aber sein Tod hatte alles zunichte gemacht, unsere Tagesplanung und auch den Blick auf die Zukunft. Ich blätterte in den Bestätigungsformularen des Bestattungsunternehmens, vielleicht stand dort etwas, wie es jetzt weiter ging.

„Wir müssen es endlich Oma sagen“, sagte Alma plötzlich.

„Wie? Sie weiß noch nichts davon?“

Ich war aufgesprungen und starrte Angelina an. Sie zog an ihrer Zigarette und suchte nach Worten.

„Nein“, sagte sie dann, „er kann das nicht. Das musst du verstehen.“

„Er kann das nicht“, wiederholte ich langsam und spöttisch Angelinas Worte.

Sie schüttelte verneinend den Kopf und zupfte mit beiden Händen am Saum ihres Rockes. Es sah aus, als wollte sie unbedingt ihre bloßen Knie verdecken. Als sie den Kopf wieder hob, bemerkte ich das Schimmern in ihren Augen und das ließ mich innehalten.

Ich sah Alma an, hilfesuchend, aber sie zuckte nur mit den Achseln.

Mama wunderte sich nicht, als Alma und ich bei ihr auftauchten. Wir hätten ja Vater im Krankenhaus abholen sollen, vielleicht glaubte sie, dass wir vorher bei ihr vorbeischaute. Der Zeitpunkt stimmte aber ganz und gar nicht, doch das fiel ihr nicht auf.

Im Wohnzimmer nahm ich ihre Hände in meine.

„Mama“, sagte ich.

„Ja?“

„Vater ist tot.“

„Wer?“

„Vater“, sagte ich. „Lorenz' Vater und meiner. Dein Mann. Er ist letzte Nacht gestorben.“

„Mach doch keine Scherze“, sagte Mutter. Sie zog ihre Hände weg und wollte sich in die Küche davonmachen.

„Bleib stehen, Mutter“, sagte ich.

Das wirkte tatsächlich. Sie drehte sich um, blickte mich erstaunt an und dann sah sie fragend zu Alma. Langsam schien sie zu begreifen. Und als Alma ihr dann wiederholte, was ich schon gesagt hatte, tappte sie mit kleinen Schritten zum Tisch, stützte sie ihre beiden Handflächen auf und verharrte.

„Das geht doch nicht“, sagte sie schließlich und schüttelte energisch ihren kleinen Kopf.

„Da hast du recht“, sagte ich.

„Ich habe nicht einmal einen schwarzen Mantel“, sagte Mama.

Sie machte sich große Sorgen um die richtige Garderobe für die Beerdigung und hörte nicht mehr auf davon zu reden, bis ich drauf und dran war sie anzuschreien. Ich konnte nicht glauben, dass sie kein Wort mehr über Vater verlor und noch weniger konnte ich

glauben, dass das alles nur ihre beginnende Demenz war. Alma musste meinen aufkeimenden Zorn bemerkt haben, sie nahm ihre Großmutter in den Arm und zog sie von mir weg. Durch die offene Tür sah ich, wie sie vor dem Wäscheschrank standen, einzelne Stücke herauszogen und miteinander diskutierten. Zwischen durch warf Mama ein Teil auf den Boden und stieß es mit einem Fußtritt durchs Zimmer. Alma nickte fortwährend mit dem Kopf, es sah aus, als gäbe sie ihrer Großmutter in allem recht, nur um sie zu beruhigen.

Ich fragte mich, ob wir Mama in dieser Situation wirklich allein lassen konnten, aber als sie mit Alma, der sie einen enormen Stapel an dunklen Röcken, Blusen und Strumpfhosen auf die Arme geladen hatte, zurückkam, nahm sie mir diese Entscheidung ab.

„Ihr müsst jetzt gehen“, sagte sie und wedelte mit den Händen, „ich habe so viel vorzubereiten. Ich werde Gerlinde anrufen und sie bitten, dass sie mir hilft.“

Noch während wir durch den Garten gingen, flüsterte mir Alma zu: „Es ist doch, als hätte sie darauf gewartet. Auf jeden Fall ist sie besser vorbereitet als wir alle.“

„Vielleicht hat sie mehr gewusst von Vaters Erkrankung“, sagte ich. „Oder geahnt. Man hat ja mit allem rechnen müssen.“

Alma zuckte nur mit den Schultern.

Dann fuhren wir nach Hause. Meine Tochter saß schweigsam neben mir und auch ich hatte keine große Lust zu reden. Die Gedanken schwirrten wirr durch meinen Kopf und ich wollte ihnen Zeit lassen, sich zu setzen. Vielleicht gelang es ihnen, wenn man sie nur in

Ruhe ließ, dachte ich, sich selbst über eine bestimmte Ordnung und Hierarchie zu verständigen.

Es war dunkel geworden und auf der Autobahn herrschte kaum Verkehr. Um diese Tageszeit war man längst zu Hause, vor dem Fernseher oder im selbstgebauten Weinkeller. Auf der Passstraße waren wir alleine unterwegs, Alma und ich, in den Kehren schwirrten die Scheinwerfer für zwei Sekunden ins Leere, bevor sie die befestigte Böschung erfassten. Ich war mir nicht sicher, ob das immer so bleiben würde.

„Weißt du noch“, sagte Alma plötzlich in die Stille hinein, „wie sie Timmi überfahren haben, den schwarzen Labrador der Nachbarn. Weißt du noch, wie du mir beigebracht hast, dass er tot ist?“

„Dass du dich noch daran erinnerst“, sagte ich.

Dann hatten wir die Kehren der Passstraße hinter uns und ich drückte das Gaspedal durch bis zum Anschlag.

Nach der Beerdigung fuhr ich mit Alma in die Innenstadt. Wir wollten Lorenz' Parteifreunden samt ihren verjüngten Ehefrauen ausstellen, die vor dem Friedhof in einem Kreis um Lorenz, unsere Mutter und Angelina standen und berieten, wo sie noch hingehen könnten.

Wir drückten uns hinter der lauten Versammlung vorbei und übersahen geflissentlich Angelinas und Lorenz' Winken. Genauso wie ich hatte Alma Angst, in dieser Gesellschaft in schweren Gedanken zu versinken, und deshalb beschlossen wir, in der City-Mall, dem neuen Einkaufszentrum der Stadt, durch die Läden und Passagen zu wandern.

Alma konnte sich nicht entscheiden, und auch im dritten Schuhgeschäft rannten zwei Verkäuferinnen um sie herum und schleppten immer wieder neue Paare aus dem Lagerraum im Untergeschoss herbei. Alma war umgeben von einem Durcheinander aus weiß glänzenden Kartons, Einschlagpapier und bunten Schuhen. Ich hatte mich auf eine Couch gesetzt, sah ihrem Treiben zu und war froh, dass es so lange dauerte. Zwischendurch sah Alma zu mir her und lächelte mir zu; ich begriff, dass ihr Zögern und ihre Unentschlossenheit nur gespielt waren und sie bewusst alles in die Länge zog. Und plötzlich schoss mir in den Kopf, dass ich von meinem Vater eigentlich gar nichts wusste.

Es war ein Gedanke, der von einem Augenblick auf den anderen von meinem Hirn Besitz ergriffen hatte und alles beherrschte. Almas Gehversuche mit einem neuen Schuhpaar nahm ich nur mehr schemenhaft im Hintergrund wahr, ebenso wie die Verkäuferin, die mir anbot, aus dem nahen Café ein Getränk zu holen. Ja, das war es. Ich wusste gar nichts. Ich wusste nichts von seiner Kindheit, nichts von seinen jugendlichen Ausgelassenheiten, nichts von seinen Liebschaften, glücklichen oder unglücklichen. Ich wusste nichts von seiner Beziehung zu seinen Eltern, nichts davon, wie er und Mutter sich nähergekommen waren, ich kannte nicht einmal ein paar Geschichten aus seinem Leben. Gut, es gab ein paar Anekdoten aus seiner Kindheit, die er gerne erzählt hatte, wenn sie fremde Leute eingeladen hatten, aber je öfter sie erzählt wurden, desto unwirklicher wurden sie.

Nein, außerhalb von dem, was ich selbst mit ihm erlebt hatte, wusste ich gar nichts. Ich saß hier mit meiner

Tochter, mit dem Gefühl, genau zu wissen, wie es ihr in diesem traurigen Moment ging, aber von meinem Vater wusste ich gar nichts. Und gleichzeitig mit diesem plötzlichen Bewusstwerden meiner Unkenntnis wurde mir mit einem Mal klar, dass ich ihn auch nach nichts mehr fragen konnte.

Gut, vielleicht würde mir Mama etwas erzählen können, was sie von ihm gehört hatte, aber sie konnte schon nicht mehr unterscheiden, was wirklich passiert war und was ihr flattriges Gehirn dazuerfand. Außerdem war es bestenfalls eine Erzählung aus zweiter Hand, gefiltert durch Mamas Moral und ihre Weltsicht. Nein, mit Vaters Tod war nicht nur eine Person gestorben, auch all seine Vergangenheit, seine Erinnerungen und Erfahrungen waren damit weg. Weggebrochen, abgestorben, ausgelöscht.

Wie aus dem Nebel tauchte Alma vor mir auf, hüpfte auf und ab und fragte, was ich von diesem Paar halte. Sie trug rote, hochhackige Pumps, für die sie mit ihren fünfzehn Jahren bestimmt noch zu jung war.

Nein, ich schüttelte den Kopf und mit einem Blick auf die Verkäuferinnen breitete ich bedauernd meine Arme aus.

„Tut mir leid“, sagte Alma laut, und dann gingen wir. Wir verließen die Mall, wir verließen die Stadt und auf der Rückfahrt erzählte ich ihr, was mir durch den Kopf geschossen war. Es gab Dinge, die man nie mehr zu rechtbiegen konnte.

Zwei Monate nach Vaters Beerdigung war ich im Krankenhaus, wo er gestorben war. Aus Unachtsamkeit war ich nach einem Besuch bei meiner Mutter dem Schild

„Ausfahrt / Exit“ gefolgt, oder vielleicht war ich auch nur falsch abgebogen und plötzlich stand ich an der Ampel, wo es zur Parkhaus des Spitals geht. Ich fuhr gerade aus weiter und stellte mein Auto ins Parterre der Tiefgarage, wie ich es immer gemacht hatte, wenn ich Vater zur Therapie brachte.

Ich kannte den Weg bis zur Radiologie, und als ich aus dem Aufzug stieg, kam mir der Gedanke, was denn wäre, wenn er wirklich noch hier wäre, wenn er hinten im Gang auf mich warten würde, seine luftige Reisetasche neben sich. Für eine Sekunde leuchtete ein eigenartiges Gefühl der Freude in mir auf, das gleich wieder verlosch.

Am Eingang der Station fragte ich nach Schwester Irina, die einzige, an deren Namen ich mich noch erinnerte. Sie hatte Vater meist in Empfang genommen und er hatte von ihrer Herzlichkeit, die sie seiner Meinung nach nur ihm allein gewährte, geschwärmt.

Wir setzten uns in die Cafeteria im ersten Stock, in eine Fensternische, von wo aus man den Helikopterlandeplatz des Krankenhauses einsehen konnte. Gerade war einer der blauen Rettungshubschrauber gelandet, die Rotoren ließen die Kittel und Haare der Sanitäter hochflattern, welche darauf warteten, dass sie sich dem Gefährt nähern konnten.

„Er war so ein freundlicher Mann, Ihr Vater“, sagte Schwester Irina.

„Ach“, sagte ich.

„Und so gefasst“, sagte die Schwester, „wie er wirkte. Wie jemand, der sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt hat.“

„Bestimmt nicht“, sagte ich, „er hat nur nicht gewusst, auf was er sich mit dieser Krankheit einlässt.“

Auf dem Landeplatz übernahmen die Sanitäter die Trage, die aus dem Helikopter geschoben wurde. Ein Autounfall vielleicht, oder ein Bergunfall. Die Übernahme sah aus wie perfekt eingeübt, es ging blitzschnell und im Nu war die Truppe im Eingang verschwunden und die Rotoren drehten sich schon wieder für das nächste Abheben.

„Ich war da, ich hatte Dienst in jener Nacht“, sagte Schwester Irina, während wir beide dem Helikopter nachsahen, der sich im Fenster nach oben schraubte. Man hörte das knatternde Klopfen, mit dem die Rotoren die Luft zerschnitten bis ins Gebäude herein, und Irina wiederholte das, wonach ich sie gefragt hatte, noch einmal.

Sie hätten so viel zu tun gehabt an diesem Abend. Die Stationsübergabe hätte sich hinausgezögert, und Vater hätte darauf gedrängt, dass sie noch einmal in sein Krankenzimmer komme, weil er ihr unbedingt etwas erzählen wollte. Sie habe ihm versprochen, dass sie später noch vorbeikomme, wenn sie alle Patienten versorgt hätte.

„Aber dann habe ich es vergessen“, sagte Schwester Irina mit ihrem osteuropäischen Akzent und sah mich an. Ihre Augen glitzerten im Licht, das durch das Fenster in die Cafeteria fiel.

„Er war also mutterseelenallein“, sagte ich.

Irina nickte. Plötzlich war es still im Café. Ich merkte, dass niemand mehr da war außer uns. Die Besucher waren nach Hause gegangen, die Patienten in ihre Zim-

mer zurückgekehrt und die Bedienung hatte die Hintergrundmusik abgedreht. Ich wusste nicht, ob es in der Muttersprache der Schwester auch so eine emotionale Überdrehung für die Einsamkeit gab wie in meiner.

„Wie so viele hier“, sagte Schwester Irina. Sie rührte in ihrer Tasse, die Heftigkeit, mit der sie mit dem Löffel gegen den Tassenrand schlug, ließ mich aufschauen. Niemand hatte Vaters letzten Kampf bemerkt, niemand hatte ihm beistehen können, sie hatten ihn am frühen Morgen gefunden, als er schon tot war.

Schwester Irina zuckte mit ihren Schultern. Was hatte ich denn erwartet, eine Absolution? Wir schauten aus dem Fenster, jetzt hoffte ich darauf, dass der nächste Rettungshelikopter landete. Aber es war nichts zu hören. Ich fragte mich, ob auch Irina in diesem Augenblick darüber nachdachte, wie sie wohl sterben würde.

„Und dann“, sagte ich.

„Wir haben ihn angekleidet und nach unten gebracht.“

„Nach unten?“

„In den Aufbahrungsraum im Keller.“

Als wir die Cafeteria verließen, dämmerte es. Wir gingen durch den endlosen Krankenhausflur gemeinsam auf den Ausgang zu, Schwester Irina und ich. Wir schwiegen, als wäre alles gesagt. Und dann war er da, plötzlich, mein lebendiger toter Vater, er ging zwischen uns mit seinen Trippelschritten, so, als hätte ich ihn gerade abgeholt, um ihn nach Hause zu bringen.

Fehlte nur, dass er mir zuflüsterte, er habe sich restlos in Schwester Irina verliebt.

„Du bist doch viel zu alt für sie“, murmelte ich halblaut und erschrak. Aber Irina hatte mein Selbstgespräch nicht gehört. Sie gab mir die Hand, winkte mir noch durch die Glastür nach und dann tauchte ich ins Dunkel der Tiefgarage. Im Nu waren wir auf dem Zubringer zur Autobahn.

ERSCHEINUNGSTERMINE

**LETZTE
AUSFAHRT**

SEPP
MALL

01. 2010

VIKTOR

FABIO
MARCOTTO

**SCHWARZ
UND WEISS**

ANNE MARIE
PIRCHER

03. 2010

**A LITTLE
POEM**

MANUEL
MAINI

**RIECHT
NACH ORANGEN**

HELENE
FLÖSS-UNGER

06. 2010

**IL
DIVANO**

SANDRO
OTTONI

**EINEN
SOMMER LANG**

BIRGIT
UNTERHOLZNER

10. 2010

**GIORNI
STRANI**

PAOLO
VALENTE

PERSEN

KURT
LANTHALER

01. 2011

**FINESTRA
DELL'ANIMA**

BRUNA MARIA
DAL LAGO VENERI



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE
FONDAZIONE CASSA DI RISPARMIO DI BOLZANO

Wir stiften Kultur
Promuoviamo cultura

Sepp Mall

Sepp Mall, geboren 1955 in Graun/Vinschgau, wohnhaft in Meran. Freier Schriftsteller, Lehrer und Herausgeber. Diverse Literaturpreise und Stipendien, u. a. Meraner Lyrikpreis 1996 und österreichisches Projektstipendium 2008/09. Der Roman *Wundränder* war 2005 „Innsbruck-liest-Buch“. Letzte Buchveröffentlichungen: *Inferno Solitario*. Drei Hörstücke und ein Theatertext, 2002; *Wundränder*. Roman, 2004; *Wo ist dein Haus*. Gedichte, Haymon 2007

Cover

Workshop von *Lupo & Burtscher* in der *Geschützten Werkstatt KIMM*, Kardaun mit: Helga Vieider, Franz Josef Matha, Ohnewein Manfred, Mair Maria, Patreider Lukas, Claudia Pupp, Johann Egger, Schick Regina
Betreuung: Edith Vitroler

